Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1938)

Artikel: Johann Peter Hebel
Autor: Schmid, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550206

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JOHANN PETER HEBEL

VON MARTIN SCHMID

So oft ich in den alemannischen Gedichten oder im «Schatzkästlein» Hebels blättere, fallen mir die Umstände ein, unter denen ich ihre erste Bekanntschaft gemacht habe. Das war zu Beginn unseres Jahrhunderts, einer Zeit, die mit viel festlichem Optimismus begann, viel plante und hoffte, und die doch noch so bürgerlich-geruhsam war, daß man heute wähnt, sie liege eine weite, weite Ewigkeit zurück. Das Wort «Tempo» war noch nicht geprägt, der Kraftwagen noch nicht erfunden, und wenn zur großen Seltenheit etwa einmal der Ballon «Cognak» auf dem Bahnhof unserer kleinen Stadt aufstieg, war versammelt, was Beine hatte, und sogar der Stadtpfarrer stieß den auffahrenden Luftschiffern ein paar Jauchzer nach, als stiege Elias auf feurigem Wagen gen Himmel. Das Fontanadenkmal stand noch nicht, sondern ein alter Holzschopf, an dem wir Schulbuben in den Pausen die Spielbälle anwarfen. Straßengefahr gab's noch keine, und die Pausen und Arbeitsanfänge waren etwas unpünktlicher, weil die elektrische Klingel noch fehlte und die gemütlich von Hand bewegte Glocke nichts Fanatisch-Arbeitsames hatte. Gemächlich schritten unsere Lehrer des alten Grabenschulhauses vom Trottoir der alten Kantonalbank zum Schulhaus, stellten sich vor dem Hausportal einen Augenblick zum kleinen Kreis, taten noch wortlos zwei Züge aus den kurzen Stumpen, der «alte Herr Wieland» sagte mit seiner tiefen Stimme «So», und es ging die lärmige Holztreppe hinauf. Die Schulstunden freilich hatten nichts Spielerisches; strenger Ernst füllte die großen Zimmer, und die langen Bänke sahen lange nicht so viel Schabernack, wie phantasievolle Churer haben wollen. Aber Johann Peter Hebel macht mir die Erinnerung dieser Jahre zur Idylle, und noch immer sehe ich den «jungen Herrn Wieland» zwei Köstlichkeiten aus der hinteren Tasche seines graubraun karrierten Frackes ziehen: ein par Stumpen, die er für den Gebrauch kennerisch prüfte, wenn wir nachsitzen und schreiben mußten, und — das feine, schlanke Bändchen alemannischer Gedichte oder das «Schatzkästlein»; das war, wenn ich nicht irre, jeden Freitag um halb 4 Uhr.

Der junge Herr Lehrer Wieland war Junggeselle. Mager, steif-aufrecht, Blick geradeaus, ging er die Straße; aber sein Umgang mit den Schülern war gemütlich-liebevoll. Er war viel gereist, ein guter Erzähler und in Hebels Verse und Prosa ganz eigentlich verliebt. (Dafür sei er hochgepriesen in unserer lauten, tollen und kulturlosen Zeit!) Und — er konnte vorlesen! Wort für Wort des Alemannen behaglich schlürfend, blühte er auf und genoß, was er uns zu genießen lehrte. Sparsam streute er Belehrungen ein: etwa den Geburtsort Basel und das Datum 10. Mai 1760, wenn das hübsche «z'Basel am mym Rhy» folgte, den Tod der 43jährigen Mutter, wenn der Ergriffene die «Vergänglichkeit» vortragen wollte, Schilderungen über das liebliche Wiesental, kurze Berichte über den gemütlichen Pfarrherrn oder etwa die köstliche Anekdote, wie Hebel auf der Poststation Emmendingen keinen Schlaf finden kann, weil er nicht weiß, soll er eine Pfarrerstelle in Freiburg annehmen oder in Karlsruhe bleiben. Da geschieht es plötzlich, daß der Nachtwächter eine tröstliche Strophe aus seinem eigenen «Wächterruf» ertönen läßt:

«Loset, was i eu will sage!
D'Glocke het zwei gschlaga.
Und wem scho wieder, ebs no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof ist hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi.»

Tiefe Ruhe überkommt den Dichter; sein Entschluß ist gefaßt; er lehnt die Berufung ab.

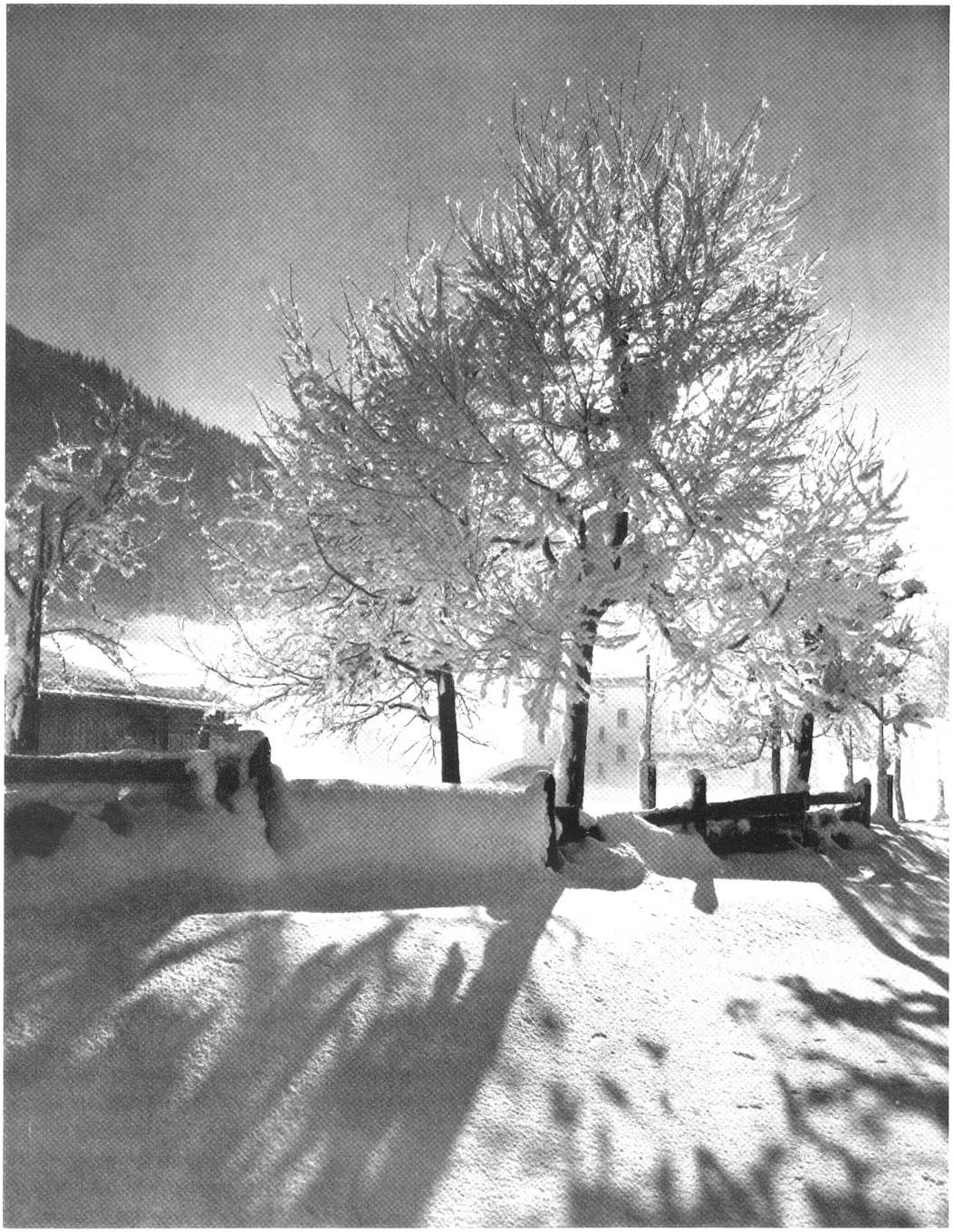
Auch aus dem «Schatzkästlein» las der Lehrer gern und gut vor, und so ist es gekommen, daß sich mir früh ein Hebelbild voll sonniger Heiterkeit formte, das später und noch heute sich kaum merklich verwandelt hat und verwandelt. Auch das Buch Wilhelm Altwegs (Johann Peter Hebel, Verlag Huber, Frauenfeld) mit seiner Fülle und schlicht-schönen Gestaltung vermag es im Grunde nicht zu verändern, freilich überall zu füllen und zu erhellen, denn es ist wohl *das* Hebelbuch. Überall tauchen darin neue Details und kleine Köstlichkeiten auf, die alle Bezüge auf das runde, volle Lebensbild haben, das der Verfasser mit wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit und künstlerischer Formkraft darstellt. Nach diesem Buche können wir dem Vater Hebels, dem jungen Pfälzer, der Diener im Basler Patrizierhaus Iselin-Ryhiner war, auf seinen Fahrten folgen und erfahren einwandfrei das genaue Geburtshaus in Basel (St. Johannvorstadt 89, Haus Totentanz), von wo der Blick über den Rhein ins Wiesental geht zum Tüllinger Rebenhügel und der Berglinie des Blauens. Dann werden uns die Knabentage in Basel, die Schul- und Studienjahre in Karlsruhe und Erlangen, sein Berufsleben und Wirken, aber auch seine heimlichen Herzenswirren, sein Poetentum erzählt; der Dichter, der Briefschreiber, der Erzähler und Theologe wird charakterisiert, alles schlicht, gediegen und erbaulich. Weniger bekannt war uns freilich der große Kreis von Bewunderern, den das Werk des bescheidenen Dichters gewann. «Für G. Keller reichten die Idyllen Hebels unmittelbar an Homer heran; für L. Tolstoi war es eine ‚Jugendliebe' und noch spät wußte er von seinen Gedichten welche auswendig. Wilhelm Dilthey hat Hebel zugleich mit Pestalozzi neben J. Paul gestellt, der zur Zeit der Klassik ‚zuerst in der ganzen Geschichte der modernen Dichtung das Herz des einfachen Menschen und die Schönheit, Kraft und Tiefe des niederen Lebens entdeckte'. Das ‚Schatzkästlein' stak neben Goethes ‚Faust' und Meyers ‚Hutten' im Tornister des deutschen Soldaten des Weltkrieges. Alle Kenner deutscher Prosa haben es als ein Höchstes geschätzt; Tolstoi, Gogol, Tschechow gehörten zu seinen Verehrern; H. Hesse hat es gepriesen und Emil Strauß und der so anders geartete Fr. Kafka es fast stets in seiner Tasche bei sich getragen, weil Hebel nicht wie die Modernen ‚vom wahren Worte abgesperrt' sei.»

Was ist es denn, das Hebels Werk durch all die Wirren unserer Tage leuchten läßt? Da sind einmal die «Alemannischen Gedichte». Sie sind wortgewordenes Jugendland, Markgräflerland, ein halbes Hundert Gedichte (in der 2. Auflage) zum geschlossenen Strauß gewunden. Die Landschaft tut sich auf, Werk und Arbeit tönt im heimeligen Rhythmus, die Familie schließt sich zu feierndem Kreis, Festlichkeiten glänzen, Schicksale dämmern herauf, Kirchhof und Vergänglichkeit erheben groß ihre Fragen, alles bis zum letzten Wort echt, ursprünglich, einmalig, von Humor und Ernst gleichermaßen durchsonnt und vertieft. Wo ist in der deutschen Dialektdichtung ein Gedicht von der Wucht und feierlichen Größe der «Vergänglichkeit», ein Gedicht, in dem Erinnerungen an nordisches Geistesgut, an Edda und Muspilli sich mit altchristlichen Vorstellungen wundersam durchdringen! Bald liedhaft schlicht, bald episch breit und gemächlich, schalkhaft und tief versonnen kommen die Verse daher, immer Schöpfung eines wahren Dichters, alle in der Mundart, in der nach Goethes Wort «die Seele ihren Atem schöpft». Und zwar ist es die Sprache seines Heimatorts Hausen, die Sprache der Mutter, der engeren Landsleute, gelegentlich im Syntaktischen von der Hochsprache geglättet. Das Kind findet bei Hebel seine Sprüchlein und Lieder wie die sinnende Mutter, der Landmann wie der Gebildete.

«Nei, in der Stube chunt's eim nit,
und in de Büechere lehrt me's nit.»

Man nehme Gedichte wie: «Der Liebgott het zum Früehlig gseit», «Zeig, Chind, wie het sel Spätzli gseit?», «Lueg, Müetterli, was isch im Mo?», «Isch echt do obe Bauwele feil?», «Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett», mit den ersten Versen erklingt die unvergleichlich liebliche Melodie Hebels. Wo immer er eine Quelle benutzt, eine Anregung holt, einen Klang aufnimmt, alles wird persönliche Hebelsche Gestaltung.

Dies gilt auch von seinen Prosastücken. Ja, man kann hier sagen, sie sind selten erfunden. Sie sind fast durchwegs Bearbeitungen, und wie Gotthelf wider Willen zum Schriftstellern kam, so beginnt Hebel Geschichten zu schreiben, weil er dem Karlsruher Kalender gegenüber dem «Hinkenden Boten» und dem ebenfalls in Basel erscheinenden «Schweizer Boten» aufhelfen muß. Und er brachte ihn hoch, Gebildete und Ungebildete bemühten sich darum; selbst der Herr Geheimrat Goethe schrieb im Jahre 1811 eigenhändig um den Kalender. Das «Schatzkästlein» aber, das «Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds», ist eine Spekulation des Verlegers Cotta, eine Sammlung der «inter-



Phot. Meerkämper, Davos (V. V. f. G.)

Rauhreifstimmung bei Davos

DOPPELTONDRUCK VON BISCHOFBERGER & CO., CHUR

essanteren Artikel des Hausfreunds». Was immer Hebel erzählt: Schwank, Schnurre, ein Schicksal, alles hat den Stempel seiner Künstlernatur. Er ist der Meister der Anekdote schlechthin. Nie braucht er das Grobe, um «volkstümlich» zu sein, nie plustert er das Banale auf, nie sucht er nach Kraftausdrücken, um die Lachmuskeln zu reizen. Das rein Menschliche schimmert durch, bricht sieghaft hervor und verbreitet seinen stillen Glanz. Lies «Das Mittagessen im Hof», den «Geheilten Patienten», die «Drei Wünsche» oder was immer, er darf sein verschmitzt lächelndes «Merke» anfügen; alles bleibt wirksame, überlegen lächelnde, gemütsfrische Erzählung. Nimmt man gar «Kannitverstan», «Lange Kriegsfuhr» oder «Unverhofftes Wiedersehen», dann hat man unvergängliche Kabinettstücke der deutschen Sprache.

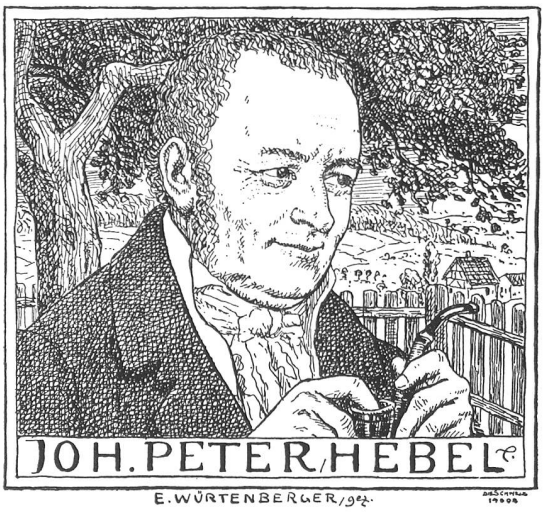
Jüngst habe ich in irgendeiner Tageszeitung von einer greisen Seemannsbraut gelesen, die auf ihren längst verschollenen Bräutigam wartet, alt und grau noch immer an den Strand humpelt, weil sie die Hoffnung auf ein Wiedersehen nicht aufgegeben. Die Dorfbewohner aber belächeln sie als geistesgestört. Arme Welt, arme moderne Zeit! Solches Geschehen sieht und erzählt der Dichter Hebel anders, seine Erzählung steigt empor zur einmaligen, biblischen Größe und Schönheit, und ich weiß nichts Besseres, als sie folgen zu lassen zur Ermunterung, den stillen, schlichten Erzähler vorzunehmen in unseren lauten Tagen. Dies ist die Erzählung

Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: «Auf Sankt Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Nestlein.»

«Und Friede und Liebe soll darin wohnen», sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, «denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein als an einem anderen Ort.»

Als sie aber vor Sankt Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: «So nun jemand Hindernis wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen,» da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging — der Bergmann hat sein Totenkleid immer an —, da klopfte er zwar



noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie.

Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben, und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metallen in ihrer unterirdischen Werkstatt.

Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schächten eine Öffnung durchgraben wollten, gute 300 Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben

oder ein wenig eingeschlafen wäre bei der Arbeit. Als man ihn aber zutag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreunde und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen, heftigen Bewegung erholt hatte, «es ist mein Verlobter,» sagte sie endlich, «um den ich fünfzig Jahre getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen.»

Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihm habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof.

Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre.

Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: «Schlaf nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitsbett und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch ein wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten,» sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

*

Es kann sich nicht darum handeln zu verfolgen, wie Hebel seine Quelle verarbeitet hat. Aber es sei darauf hingewiesen, wie er schlicht die Handlung mit einem Liebeskuß und Treuegelöbnis anhebt, um gleich den Tod als Ehehindernis groß sich anmelden zu lassen, wie er den Ausgang der Erzählung am Anfang hinsetzt, um doch mit steigernder Spannung das Geschehen aufhellen zu lassen, einzelne kleine Züge durch Wiederholung betonend und so ihren Stimmungsgehalt verstärkend. Gewaltige Geschehen, Erdbeben, Kriegszüge, Revolution, Geburt und Tod und das ewig alltägliche Säen, Mahlen und Zimmern füllen die lange, lange Wartezeit, und die Bergwerksarbeit leitet auf die natürlichste Weise zur Auffindung des Jünglings über. Der Schluß aber steigt zum sieghaften Glauben empor, zum Triumph der Liebe über den Tod und verebbt und verklingt in leisem, gedämpftem Trost, wie es der Einfachheit und Innerlichkeit dieses Liebespaares entspricht.

... als sie fortging und noch einmal umschaute.

Gustav Rütschi, Chur
vormals E. Hubbuch
Bandagist SANITÄTSGESCHÄFT
Poststraße Telephon 235
Spezialität: Bruchbänder, Leibbinden, Krankenpflegeartikel, Gummiwaren

J. Möhr's Erben, Chur
GROSS- UND KLEINBÄCKEREI
Martinsplatz Filiale Masanserstraße
Kolonialwaren, Mehl- und Futterwaren

Die gute Aussteuer von VERAGUTH SÖHNE, CHUR
Wir lagern gratis

Erste Qualität Fleisch- und Wurstwaren
preiswert bei
GEBRÜDER KUNZ, CHUR
Poststraße Masanserstraße